

PETE WEILL

2 PROJEKT MANHATTAN

U.S. AIR

Tatsachen

PETE WEILL

PROJEKT MANHATTAN

TATSACHEN

HEFT 2



DEUTSCHER MILITÄRVERLAG

1.-60. Tausend

Deutscher Militärverlag, Berlin 1961

Lizenz-Nr. 5

Umschlag: Wolfgang Brock

Lektor: Heinz Bartel; Korrektor: Christa Ewert

Hersteller: Manfred Gabriel

Gesamtherstellung: VEB Landesdruckerei Sachsen, Dresden

Es gibt im All zwei Phänomene, die uns immer wieder den Atem stocken lassen, wenn wir uns ihrer Tragweite bewußt werden.

Der Mensch vermag zu begreifen, daß es Himmelskörper gibt, Sterne, deren Licht wir am nächtlichen Himmel flackern sehen, die aber bereits vor Jahrhunderten zu glühendem Staub zerfielen und nicht mehr existieren. Nur ihr Licht, das in der Sekunde 300 000 Kilometer durchrast, ist noch zu uns unterwegs.

Es fällt uns heute schon gar nicht mehr schwer, zu verstehen, daß Flugzeuge mit 2000 Stundenkilometern und schneller über uns hinwegjagen, daß Sputniks und Raumschiffe unsere Erde umkreisen, daß der Mensch Elektronenhirne erfand, die uralte Inschriften der amerikanischen Mayas, eines vor Generationen schon ausgerotteten Volkes, entziffern.

Aber vor dem Phänomen der „großen Kraft“ erstirbt unsere Begriffswelt: In einem Gramm Masse sind seit Ewigkeiten 25 Millionen Kilowattstunden eingezwängt. Ein kleines Marienkäferchen wiegt ungefähr ein Gramm; und in solch einem marienkäferwinzigen Stück Uran zum Beispiel schlummert die Kraft von 10 000 Tonnen Steinkohle. Der Mensch hat nach langem Forschen eine Formel dafür aufgestellt: $E = mc^2$ – entdeckte Albert Einstein, Energie ist

gleich Masse mal dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit.

Diese Formel nun, wie auch all die anderen Errungenschaften menschlicher Schöpferkraft, hat ihren Ursprung in dem, wie wir es genannt haben, Phänomen Nummer zwei: dem kleinsten und zugleich gewaltigsten Kraftwerk, das wir kennen, dem Gehirn. In 14 Milliarden Nervenzellen, angetrieben mit einer Energie von einem 30- bis 60millionstel Volt Spannung, vollzieht sich der Denkprozeß, entstehen Gemälde, Brückenkonstruktionen, Kobaltkanonen, Ader Nähmaschinen und Sinfonien.

Und . . .

Das Regentrommelfeuer hat wieder eingesetzt.

Aus den Pfützen springen ameisenviele kleine Bläschen, gondeln ein Stück und zerplatzen.

Dicke schwarze Wolken streifen im letzten Tageslicht über die Dächer und verjagen alles Lebendige in die sicheren Regenunterstände.

Ein einsames Auto zischt durch die Regenschwaden.

Gegenüber der Bank in der Lincoln Road von Dallas (Texas) döst in einem Hausflur eine nasse Katze.

Die Straßenlaternen beleuchten mürrisch drei, vier Meter dieses trostlosen Abends. Strahlenbündeln gleich, wie Kinder die Sonne malen, reißen die gelbroten Lichtarme Löcher in die Dunkelheit.

Leo McLane starrt finster aus dem beschlagenen Fenster auf die StraÙe, er langweilt sich. Wenn es auch tagsüber in der winzigen Hypothekenbank meist

recht trübsinnig zugeht, so hat er doch dann wenigstens zwei Kollegen, mit denen er über seine drei Dackel oder seine zänkische Alte reden kann.

Und Kunden gibt es auch. Aber heute, wo sich selbst ein herrenloser Hund aus seinem Versteck vorzukriechen scheut, waren ganze drei Kunden gekommen, die, vom Wetter angesteckt, kaum den Mund aufgetan hatten. Heute ist Sefter krank, Morris ging schon gegen Mittag, und McLane lungert seit fünf Stunden allein herum. Eine 40-Watt-Lampe hinter einem grünen Glasschirm scheint in sein schlaftrunkenes Gesicht und auf die säuberlich geordneten Formulare, Zahlungsanweisungen, Hypothekenbriefe, Prospekte und einige 20 Dollar in Scheinen.

„Nichts los“, murmelt McLane im Selbstgespräch. Er ist äußerlich das ganze Gegenteil eines verknöcherten Bürokraten. Seine Gesichtsfarbe ist frisch und gesund, und für seine 50 Jahre trägt er ausgesprochen modische, geschmackvolle Kleidung. Aber 35 Jahre Geld zählen, Zettel schreiben und Sehnsucht nach einem höheren Posten haben doch an ihm genagt. Wenn McLane mal den Teller nicht abißt, als ob er abgewaschen sei, muß er Fieber haben.

Oder die Zahnpastatube. Was hat er nicht schon alles angestellt, um Frau und Tochter beizubringen, daß man als guter Staatsbürger und ernstzunehmender Mensch immer von unten nach oben drückt und nicht gleich in der Mitte.

„Ach ja“, stöhnt McLane und kaut an den Fingernägeln.

Der gesamte Kassenvorraum liegt in matter Dun-

kelheit. Nur die weiße Gardine am hinteren Fenster sieht man schemenhaft wehen. Von der Tür her dringt wattiger Widerschein der Straßenbeleuchtung herein. „Na Gott sei Dank“, setzt McLane seinen Monolog fort. „Gott sei Dank, bald Feierabend. Oh, habe ich die Schnauze heute voll.“

Draußen hält ein Auto. Die Tür des Wagens schlägt hart zu. Dann ist wieder Stille; bleierne, tickende Stille, die durch das Regentrommeln an den Fensterscheiben noch trostloser wirkt. McLane stemmt sich aus dem Sessel hoch. Den parkenden Wagen kann er nicht sehen, er muß an der Ecke abgestellt worden sein. Mit gequältem Stöhnen richtet er sich völlig auf, streckt die Arme seitwärts. Er schlurft zum Stehpult und beginnt einzupacken.

Plötzlich streift ihn ein kalter Luftzug. Instinktiv wendet er sich um und erstarrt.

Mitten im Vorraum steht ein Mann. Sein Gesicht ist durch ein dunkles Tuch fast verdeckt. Langsam geht er auf McLane zu. Kurz vor der Barriere bleibt er stehen. Die Revolvermündung zeigt genau auf McLanes Hüfte.

Den Kassierer schüttelt es. Wenn der jetzt abdrückt, denkt er. Und er spürt schon den heißen Schlag gegen seine Hüfte, merkt noch, wie die Kugel sich in seine Eingeweide wühlt – als hätte sein später Kunde bereits geschossen.

Aber der Mann schweigt noch immer.

Da hebt McLane die Hände hoch.

Der Mann starrt auf McLanes Füße. Unruhig versucht dieser nach unten zu schielen, was denn der

Gangster dort entdeckt haben könnte. Als McLane seine Augen wieder auf den Mann mit der Pistole richtet, wimmert er voll panischem Entsetzen: „Nicht! Bitte nicht!“ und drängt sich schutzsuchend, völlig unsinnig, mit dem Rücken an das Pult.

„Beeil dich, du Dummkopf“, sagt der Mann und legt eine schwarze Aktentasche auf den Tisch. „Ich gebe dir eine Minute Zeit.“

Mit einem Satz ist McLane an der Barriere, greift sich die Tasche und stopft emsig alle nur erreichbaren Scheine hinein. Es sind nicht viel. Vielleicht 400 Dollar.

„Herkommen!“ befiehlt der Mann.

McLane, dem so etwas noch nie passierte, da ja in dieser Filiale sowieso nichts zu holen ist, legt geschäftig die Tasche wieder auf den Tisch und kann nur im letzten Augenblick ein „Stehe zu Ihren Diensten“ verschlucken.

„Umdrehen!“

Wieder hat McLane, der alles schon vorüber wähnte, ein weiches Gefühl in den Knien. Langsam dreht er sich in die befohlene Stellung. Und da spürt er nach Bruchteilen von Sekunden den Revolverknäuf auf seinem Hinterkopf. Es tut kaum weh. Der Gangster muß abgerutscht sein. Vorsichtshalber fällt McLane mit einem unterdrückten Schrei vornüber.

Die Tür schlägt zu. Draußen heult ein Motor auf.

Als McLane ganz sicher ist, daß wohl nichts mehr geschehen wird, richtet er sich auf, klopft den Staub vom Anzug und eilt zum Telefon. „Hallo, hallo“, ruft er aus unerfindlichen Gründen flüsternd in die

Muschel, „in der Hypothekenbank, Lincoln Road 80, hat's einen Überfall gegeben.“

Und nach einer kurzen Pause, offensichtlich als Antwort auf eine Frage vom andern Ende der Leitung: „Denken Sie, ich lasse mich abknallen?“

„Wie lange geht's denn noch durch diesen verfluchten Dreck?“ schreit der lange Major vom Rücksitz des Jeeps dem Fahrer zu. „Bald“, sagt der, „bald. Wir müßten in einer Viertelstunde dasein.“ Der Major verkriecht sich wieder in seinen Mantel. Obgleich an diesem Septembertag des Jahres 1944 die Sonne wie im Hochsommer zur Erde knallt, hat sich der Major in seinen Mantel und in Decken eingewickelt, daß nur noch die Hände aus dem Textilberg heraussehen. Und trotzdem schüttelt ihn immer und immer wieder ein trockener, keuchender Husten, denn der aufgewirbelte Sand ist überall. Er klebt knirschend zwischen den Zähnen, beißt die Augen, erzeugt an den Nasenschleimhäuten ein dauerndes, ekelhaftes Jucken, dringt bis in die Bronchien ein, reibt die freien Hände wund. Alles knirscht und kratzt. Als sie vorhin an der Straße eine Pause eingelegt hatten, um ein bißchen zu essen und zu trinken, ließ der Major selbst die eisgekühlte Thermoslimonade stehen. Die knirschte ebenso wie das Fleisch aus der eben geöffneten Büchse.

Und nun ging es schon fast drei Stunden durch dieses Sandmeer. Kurz nach Mittag hatten sie sich in Salt Lake City in ihren Jeep gesetzt, der nach zehn

Minuten Fahrt über Asphaltstraßen den Kühler in Richtung Wüste schwenkte.

Seitdem waren sie eingekesselt von Sandwolken, brütender Hitze, Schweiß, Motorengebrumm und schlechter Laune.

„Sir, Major!“ brüllt in diesem Augenblick der notgedrungen schweigsame Sergeant vorn am Steuer. „Gucken Sie mal nach rechts rüber. Sehen Sie den hohen Mast? Das ist Wendover. Ich will verflucht sein, wenn das heute nicht die mittelmuffigste Fahrt war, die ich seit dem April vorigen Jahres gemacht habe. Elender, beschissener Sand!“

Plötzlich ist der Sergeant aufgewacht. Der Major hatte ihn die drei Stunden über für ein stures, dummes Tränentier gehalten, aber plötzlich ist er da, gestikuliert in der Luft herum, tritt das Gaspedal bis zum Anschlag durch, daß der Jeep einen Satz macht wie eine Hyäne, der man einen Stein ans Hinterteil gepfeffert hat, und fängt doch sogar noch an zu singen. Es scheint, als ob der Sergeant auch die Nase von der Fahrerei voll hat.

Aus den blaßroten Sandschleiern wachsen ihnen große, mattglänzende, gelbe Hallen entgegen, Funkmaste, Richttürme, Radarschirme, Garagen, vor denen sie bereits dichte Lastwagenpulk ausmachen können, und ein Zaun, ein riesiger Zaun aus Drahtgeflecht. An den Haltepfeilern läuft der Draht durch kleine, weiße Isolatoren. Überall warnen blaue Schilder mit gelber Aufschrift: „Stop! Danger!“ Der Sergeant jongliert jetzt den Wagen auf das größte Gebäude an der Straße zu, ohne die Geschwindigkeit auch nur um

einen Kilometer zu verringern. Nicht ganz 50 Meter vor dem Posten der Militärpolizei am Haupteingang zum Flugplatz Wendover tritt er erst auf die Bremsen.

Der Jeep ruckt kurz, bleibt scheinbar für Bruchteile von Sekunden stehen, schlingert dann wie ein Volltrunkener mit kreischenden Reifen über die hartgewalzte Bahn, wirft das Hintergestell nach links, springt vorn nach links, ruckt, stößt, alles in Augenblicken. Der Sergeant gleicht mit dem Steuerrad blitzschnell die Eskapaden des Gefährts aus.

Noch ein Sprung.

Dann gleitet der Jeep mit blockierten Rädern auf den Posten zu. Eine Handbreit vor ihm steht er.

„Mach 's Tor auf, du Langweiler“, stänkert der Sergeant sofort.

„'n Tag, Düse“, grüßt der Posten unbewegt. Und: „Gute Fahrt gehabt, Sir?“

„Mach 's Tor auf, zum Donnerwetter. Mit Kerlen wie dir kann man nicht mal ein Klosett stürmen, selbst wenn die Tür offen ist.“

„Hören Sie nicht auf den, Sir“, rät der Posten dem Major. „Das sind so die ungebildeten Flegel, die nicht mal richtig Auto fahren können. Darf ich mal Ihre Papiere sehen?“

Der Mann mit weißem Helm, weißem Gummi- knüppel, weißen Gamaschen, Koppelzeug und Handschuhen blättert gemächlich das Ausweispaket des Majors durch, vergleicht das Paßbild mit dem Original, überprüft an Hand der Aufzeichnungen in seinem Wachbuch die Daten.

„Sie müssen aussteigen, Sir“, sagt er schließlich.

„Ich muß Sie bei Captain Chester melden. Der oder ein Vertreter wird Sie hier abholen.“ Und als er merkt, daß der Major protestieren will, setzt er schnell hinzu: „Es hat keinen Zweck, hier Reden zu halten. Sie dürfen nicht rein, Sir. Ich werde sofort telefonieren.“

Auf dem Weg zum Telefon reißt er den Torriegel zurück, um dem Sergeanten den Weg frei zu machen. „Na, los, du Benzinsäufer. Hau ab, ins Körbchen.“

Da muß er sich aber schon mit einem Sprung hinter das Tor retten. Unmittelbar neben ihm hält der Sergeant, der auf ihn zugeschossen war. Wieder heult der Motor auf. Das Hinterteil des Jeeps schleift jaulend in eine Bodenwelle und wirbelt eine undurchdringliche Staubfontäne hoch.

Fluchend und krächzend flüchtet der Posten aus der Gefahrenzone.

„Halt! Stehenbleiben, oder ich schieße!“ schreit er hinter dem Fahrer her. Doch von dem sind nur noch ein paar Sandwolken zu sehen.

Der Posten geht jetzt, noch immer fluchend, zum Telefon, wählt drei Nummern: „Hallo, Sir, hier Posten B Four. Major Warren Drummond vom Second Air Command ist eben eingetroffen. Er wartet schon. Okay.“

Major Drummond ist herangekommen. „Sind hier alle so albern?“ fragt er den Posten. Der versteht erst nicht, aber dann grinst er den Major verständnisvoll an. „Ach so, Sie meinen den Fahrer und mich. Wir liegen auf einem Zimmer, und einer versucht immer, den anderen aufs Kreuz zu legen. Und außerdem. Sie

werden schon noch mitbekommen, daß es am besten ist, man ist ein bißchen albern. Sonst geht man hier nämlich vor die Hunde.“

„Major Drummond?“ fragt ein schwächlicher blonder Captain, der eben zu den beiden getreten ist.

„Yes.“

„Ich bin Captain Chester von der CIA. Ich muß mich mit Ihnen unterhalten. Wenn Sie hungrig oder durstig sind, können Sie alles bei mir haben. Sie können sich auch waschen. Aber Sie kommen nicht ins Lager, ohne mit mir gesprochen zu haben. Bitte, folgen Sie mir.“

Drummond betritt hinter dem Captain den Eingang des langen Steingebäudes, das sich bis zum Horizont hin, einstöckig und in der Bauart eines Pferdestalls, an der Straße erstreckt.

Die Posten, die etwa alle 20 Meter an Kreuzgängen und Pendeltüren herumstehen, nehmen Haltung an und lassen die beiden Offiziere passieren. Drummond hat nach den ersten Schritten schon gerochen, daß der unscheinbare Chester offenbar eine ziemlich wichtige Rolle spielen muß. Er scheint das „Sesam, öffne dich“ des Flugplatzes Wendover zu sein.

Nach einer guten Wanderung von zehn Minuten durch ein Labyrinth von Gängen, Treppen, Türen und Zimmern öffnet Chester eine Tür.

„Bitte treten Sie ein, Major.“ Er macht einen Schritt zur Seite, um Drummond den Vortritt zu lassen. Dann schließt er sorgfältig die Tür und geht auf Drummond zu: „Willkommen in Wendover, Major. Sie sind der Vorletzte von der Truppe. Nehmen Sie Platz.“

Er drängt den Major in einen der Korbsessel, die

um einen kleinen, hellen Rauchtisch unter dem Ventilator in der Ecke gruppiert sind.

„Sage, Sie haußen jetzt erst mal ab. Ich rufe Sie.“

Der hemdsärmelige Soldat, der bis jetzt schweigend und ohne aufzusehen einen Stoß Zeitungsausschnitte durchgeblättert hatte, steht wortlos auf, zieht sein Käppi aus der Tasche und verschwindet lautlos in der zweiten Tür, die aus dem Zimmer hinausführt.

Drummond beobachtet das alles mit leisem Unbehagen.

Es ist nicht nur die Abneigung, die er Geheimdienstleuten entgegenbringt, ihm kommt der ganze Tag ziemlich merkwürdig vor. Die Fahrt durch die Wüste – links und rechts über Stunden hinweg kein Baum und kein Strauch und plötzlich ein riesiger Flugplatz –, die freundliche, fast kameradschaftliche Begrüßung, die nur deshalb solch ein dummes Gefühl in der Magengegend erzeugt, weil sie ein wenig zu kameradschaftlich scheint, dann der Geheimbefehl . . . , und überhaupt. Zu seiner Stimmung paßt auch, daß er vor dem Fenster draußen zarte schwarze Schatten über den weißroten Boden gleiten sieht: Schatten einer dichten Rauchwolke, die über ihm aus irgendeinem Schornstein herausquellen muß. Wo kommt bei dreißig Grad im Schatten der Rauch her? denkt der Major.

Heizen die für altersschwache Generale, oder gibt's hier gleich ein Krematorium für Leute mit einem Sonnenstich?

Der Captain kramt noch immer in seinem Schreibtisch herum. Ohne Drummond nur eines Blickes zu

würdigen, glättet er Papierfetzen, radiert, schüttelt den Füllhalter und ist völlig nervös. Drummond zieht eine Packung Zigaretten aus der Hosentasche. Dann läßt er das Feuerzeug aufschnappen.

Stille. Nur der Ventilator summt. Draußen, mindestens 5 Kilometer entfernt, holt ein Flugzeug Luft.

Drummond knackt wieder mit dem Feuerzeug.

Warte, denkt er. Warte mal, mein Freundchen. Du willst mich hier wohl verrückt machen?

Bei dem Gedanken muß er lächeln. Er wird „Pokerface“ genannt, Pokergesicht. Wahrscheinlich hat er darum soviel Glück bei den Frauen. Sein Gesicht ist weich und ausgesprochen hübsch, fast ein Mädchen-gesicht, bis auf die Augen und den Mund. Die Lippen sind meist zusammengekniffen, als ob er über irgend etwas angestrengt nachdenkt. Die Augen blicken blau und kalt, unbewegt und gleichgültig. „Pokerface.“ Sie haben ihm beim Spiel nie angesehen, was er auf der Hand hatte. Beim „Royal Flush“ war seine Miene genauso unbeweglich wie bei einem ganz miesen Reinfall. Niemals ist ein Kamerad zu ihm gekommen, sein Herz auszuschütten. Er ist hilfsbereit und höflich, aber kalt wie eine Hundeschauze.

Knack, knackknack schnippt das Feuerzeug.

Der Captain schießt einen kurzen Blick herüber.

Drummonds Augen haben sich scheinbar am Aschenbecher festgesehen. Unbeweglich, wie ein Toter, hockt er in seinem Sessel. Die langen, schlak-sigen Beine angezogen, die Hände auf der Tischplatte, den Kopf leicht nach vorn gebeugt, die Augen wie gebannt auf den Aschenbecher gerichtet.

Knack.

„Wie gefällt's Ihnen hier, Major?“ Chester hat sich aufgerichtet und blickt zu Drummond herüber.

Für eine Sekunde ist der Major über solch eine dumme Frage verärgert. „Na los, Captain“, sagt er dann. „Wetten, Sie haben nicht die geringste Lust, mit mir über die Gegend zu sprechen. Ich bin . . .“

„Stimmt haargenau, Major. Machen wir's kurz. Sie sind vom Second Air Command hierherbefohlen worden. Über die Dauer Ihres Aufenthalts kann ich Ihnen nichts sagen. Sie werden in einem Camp untergebracht, das von den übrigen Anlagen streng isoliert ist, denn zur gegebenen Zeit werden auch Sie, Ihrem Auftrag gemäß, an einer großen, kriegsentscheidenden Aufgabe teilnehmen. Sie haben keine Fragen zu stellen, die den Befehl, die Ausbildung und das Ziel betreffen. Sie sind mit 26 Jahren der jüngste Major der amerikanischen Luftstreitkräfte. Sie sind uns empfohlen worden, trotz Ihrer Jugend. Sollten Sie gegen die Gesetze der Geheimhaltung verstoßen, müssen Sie mit strengsten Strafen rechnen. – Sage!“

Die Tür, in der der schweigsame Soldat verschwunden war, öffnete sich augenblicklich.

„Sage“, sagt Chester, „du bringst den Major ins Secret-Camp. Good bye.“

Als Drummond in sein Zimmer kommt, stehen die Koffer schon dort. „Sage . . .“ Drummond dreht sich um. Aber Sage ist verschwunden. So ein Idiot, denkt Drummond. Der meint auch, weil er bei der CIA ist, muß er sich benehmen wie die Comicbullen bei Spillane. Anfänger. Mit schnellen Handgriffen löst er die

Schnürsenkel seiner Schuhe, die er mit einem Ruck unters Bett schieft.

Bluse und Hemd runter, Seife, Lappen, Bürste und Handtuch gegriffen und dann erst einmal unter die Dusche.

Als die ersten eiskalten Wasserstrahlen in seine Haut stechen, klopft es. Erst zaghaft, schließlich laut und bullernd. „Ja“, brüllt Drummond ungehalten. „Was ist denn, zum Teufel noch mal?“

In der Tür steht ein kleiner, schwächtiger Leutnant. „Ich wollte nicht stören“, sagt er. „Ich wollte bloß mal guten Tag sagen. Ich kann ja nachher noch mal wiederkommen.“

„Na, bleiben Sie schon hier“, antwortet Drummond, der noch immer prustend, spuckend und klappernd im eiskalten Wasser herumspringt.

„Setzen . . ., huhhpffff . . ., setzen Sie sich doch.“

Doch der Leutnant ist schon an der Tür. „Ich komme gleich wieder zurück“, ruft er. „Es dauert nur einige Sekunden.“

Nach einer Stunde sitzen sie noch immer beisammen. Die große Flasche Whisky ist nur noch eine ganz kleine.

„Weißu“, stottert Leutnant Stewart Osborne, von dem Drummond jetzt weiß, daß er in seiner Mannschaft Bombenschütze sein wird, „weißu, ich bin ja eiheichtlich gar nicht so sehr für Lärm und Truhubel. Ahaber die eiheiheine Wohoche, die ich hier herumlungere . . .“ Er läßt offen, was eigentlich los ist. Sein Gesicht verzieht sich aber so angeekelt, daß Drummond völlig davon überzeugt ist.

Wovon?

Ja, wovon eigentlich?

Das eintönige Dröhnen der vier starken Motoren hat die Gespräche verstummen lassen. Seit zwei Stunden kreist die B 29 über der Wüste von Nevada. Seit zehn Wochen fliegen sie nun schon zusammen, und alle haben sich eingefuchst, als ob es nie etwas anderes gegeben hätte. Auch heute war es wie an jedem Tag.

In den späten Abendstunden, manchmal erst kurz vor Mitternacht, bringen die Melder den Startbefehl. Mit jahrelang eingetrichterter Routine – es gibt unter ihnen niemanden, der nicht schon mindestens 5000 Flugstunden auf dem Buckel hat – fallen die Pokerkarten auf den Tisch, die in den Sesseln Schlafenden fahren hoch und stürmen, ohne sich zu besinnen, mit den anderen aus dem Aufenthaltsraum in ihre Zimmer. Die Kombinationen werden übergestreift, das Kartenmaterial, Papiere, Befehlsdurchschriften und alles, was zu einem Flug gehört, wird zusammengepackt. Kurze Einweisung vor den Maschinen, und schon nach zehn Minuten starten die Superfestungen im Abstand von dreißig Sekunden in den nachtklaren Himmel.

Es ist kurz vor Weihnachten 1944.

Die Mannschaften der auf dem Flugplatz Wendover stationierten fünfzehn B 29 „mit Sonderauftrag“ werden abgerichtet wie Hunde. Sie wissen nicht, worum es geht. Sie wissen nicht, wo sie einmal eingesetzt werden sollen. Sie sind von dem übrigen Flugplatzpersonal abgeschirmt wie Schwerverbrecher.

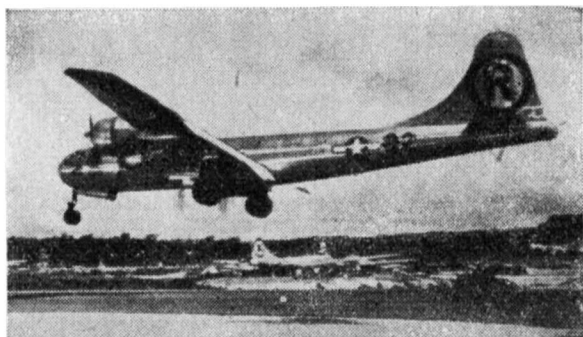
Ununterbrochen hocken ihnen die Spitzel, die sich selbst bei den Toiletten herumdrücken, auf den Fersen. In allen Zimmern sind Mikrophone eingebaut, das wurde ihnen freundlich mitgeteilt.

Einige haben ihre Frauen mitgebracht, die nun in einer Art Ghetto leben, in kleinen, nett eingerichteten Baracken am Rande des Fluggeländes, mit Stacheldraht abgezäunt.

Dutzende Posten, bewaffnet bis an die Zähne, drehen mit Hunden Tag und Nacht ihre Runden um dieses kleine Zivilistenlager und die Unterkünfte der Männer mit dem Sonderauftrag. Innerhalb dieser Grenzen können sie sich ungestört bewegen, können Tennis spielen, Baseball oder Karten.

Die hier in Wendover zusammengezogenen Besatzungen kommen aus allen Teilen der USAF. Es sind durchweg alte Hasen. Es gibt keinen, der nicht wenigstens hundert Einsätze auf Deutschland geflogen, der nicht schon ein paarmal seine Bombenlast über Regensburg, Hannover, Berlin, Schweinfurt oder Leipzig abgeladen hätte. Bei diesen Männern sitzt jeder Handgriff.

Der Bombenschütze findet sein Ziel selbst mit geschlossenen Augen. Der Pilot beherrscht das tonnenschwere Ungeheuer mit einer Sicherheit wie ein Taxifahrer mit zwanzigjähriger Berufspraxis seinen Ford. Wenn feindliche „Indianer“ – Jäger – auftauchen oder rings um die zitternde, dröhnende Maschine die gelbschwarzen Detonationen von Flakgranaten aufleuchten, selbst dann verlieren sie nicht ihre Gelassenheit. Dann legt der Bordschütze ruhig die Gurte für



Das ist eine B 29. Dieses Flugzeug warf die Bombe.

das überschwere MG zurecht und wartet auf seine Gelegenheit. Es sind Männer, die sich dem Tode verschrieben haben. Männer ohne Skrupel, deren Beruf es geworden ist, den Tod zu bringen.

Drummond hat die Maschine seinem Copiloten, dem vierschrötigen Robert Higgins, übergeben. Hin und wieder schüttelt eine Bö das Flugzeug, doch Higgins korrigiert automatisch.

Drummond hat sich zurückgelehnt und raucht. Wie abwesend blättert er in einer alten Schwarte mit Zeichen für den Straßenverkehr. Weiß der Teufel, welcher Spaßvogel die vor langer Zeit mal angeschleppt hat.

Unter ihnen dehnt sich in der stockfinsternen Nacht die Wüste, hell und in all ihren Konturen deutlich auszumachen.

Die unzähligen runden und eckigen Scheibchen mit gelben Zeigern, grünen Zeigern, roten Zeigern vorn am Armaturenbrett, der Widerschein der mattbeleuchteten Skalen zeichnet tiefe Schatten in die Gesichter der Männer.

Der Navigator Kaminsky klettert in die Kanzel.

„Na, Flieger, müde?“

Higgins knurrt irgend etwas Unverständliches.

„Nicht viel“, sagt Drummond, „nur verdammt langweilig. Immer derselbe Quatsch.“

„Als Kommandant kannst du aber nicht solchen Pessimismus unter deinen Leuten verbreiten, Pokerface“, provoziert Kaminsky. „Dir dürfte es überhaupt nie langweilig werden. Bei uns ist das was anderes. Wir bekommen ja schließlich auch nicht soviel Kohlen wie du. Wenn wir auch alle Offiziere sind . . .“

„Gib's ihm“, mischt sich der Funker Gilroy ein, „gib's ihm, Kaminsky. Das lange Baby hat bloß Angst, weil es nicht weiß, was kommt. Es ist doch grade mal weg von Muttis Brust.“

Alle feixen.

Higgins, der sehr gern und vor allem über jeden Quatsch lacht, blubbert leise vor sich hin. „Weg von Muttis Brust“, wiederholt er. „Weg von Muttis Brust.“

„Du hast Glück, Gilroy“, sagt Drummond, „daß wir in einer Viertelstunde am Zielort sind. Aber warte mal . . .“ Drummond beugt sich etwas zurück und wendet sich an seinen Bombenschützen Osborne, der die ganze Zeit schweigend hinter ihm hockt. „Du, Stewart!“

„Ja?“

„Wir müssen in genau vierzehn Minuten dreißig Sekunden unsere Übungsbombe abwerfen. Meinst du, daß es auffällt, wenn wir anstatt der Attrappe den Idioten Gilroy runterschmeißen?“

„Ich glaube, das geht nicht“, sagt Osborne.

„Ich glaube, das geht nicht, denn Gilroy hat so viel Luft im Kopf, daß er wahrscheinlich gar nicht unten ankommt, sondern uns hier oben nur immerzu vor der Maschine herfliegt.“

Wieder Gefexxe.

Higgins, der gerade aufgehört hatte, sich über die Bemerkung Gilroys zu amüsieren, setzt seine Blubber erneut in Bewegung. Seine Kameraden behaupten von ihm, er habe die Seele von einem Kamel: treu, zuverlässig, arbeitsam, aber im Kopf fehlt irgend etwas. Wobei die Einfalt des Copiloten immer wieder zu Diskussionen Anlaß gab, denn eine B 29 zu fliegen, da gehört schon etwas dazu. Es schien jedenfalls so, als ob die Fliegerei den Intellekt von Higgins vollkommen aufbrauche. Er hatte seine zehn Jahre jüngere Frau mit nach Wendover gebracht. Alle meinten, daß sie ihm offenbar nur des Geldes wegen zum Standesamt gefolgt war. Sie machte sich in einer Art über ihn lustig, daß sie selbst von Anfängern in die Wüste geschickt worden wäre.

„Alles fertigmachen!“ schneidet Drummond alle weiteren Flaxereien ab.

„Jawohl!“ schmettert Gilroy, springt auf und knallt mit dem Schädel an eine Metallverstrebung. Fluchend klettert er mit den anderen zurück auf seinen Platz.

Osborne, der Bombenschütze, hat den weitesten Weg. Er sitzt in einer einsamen Wanne, abgeschlossen und verlassen, am Boden des stampfenden, rüttelnden Ungeheuers. Durch eine Spezialglasscheibe, in der sich auch sein Visier bewegt, sieht er unter sich kleine Wolkenfetzen dahinjagen und die weite, phosphoreszierende Wüste. Mit sicheren Handgriffen hat er sich angeschnallt, die Sauerstoffmaske über das Gesicht gestülpt und seine Automatik überprüft. „Ready!“ gibt er an den Kommandanten über sein Kehlkopfmikrofon weiter. Am Motorengeräusch erkennt er, daß sie steigen.

„Ready! Ready! Ready!“

Drummond trägt die Bereitmeldungen seiner Mannschaft in die Tabelle ein. Am Himmel flackern jetzt einige Sterne.

Die B 29 hält 7000 Meter Höhe, Geschwindigkeit: 370 Stundenkilometer.

„Achtung. 30 Sekunden!“

Vom Navigator: „Position klar.“

„Ten, nine, eight, seven, six, five, four, three, two, one – get!“ Die Maschine beschreibt einen scharfen Turn im Winkel von 60 Grad. Für die Wende sind ihnen genau 28 Sekunden vorgeschrieben. Nach kurzer Zeit hat sich die B 29 wieder auf die befohlene Geschwindigkeit von 370 Stundenkilometern eingependelt. Die Probefombe – das wissen sie, ohne hinzusehen – liegt ziemlich genau. Es gibt kaum einen Bombenschützen in der Einheit, bei dem nicht 95 Prozent aller Abwürfe in einem Zielgebiet von 150 Metern Durchmesser sitzen. Drummond und Hig-

gins beobachten am Höhenmesser, wie stark die Maschine fällt. Der Lader, der den Motoren in großer Höhe Sauerstoff zuführt, arbeitet regelmäßig. Drummond hält sein dickes Auto auf 3000 Meter. Er zieht die Sauerstoffmaske vom Gesicht und vergleicht an der Libelle und dem künstlichen Horizont die Lage der Maschine. Dann legt er die Kurssteuerung ein.

Die B 29 reckt ihre Nase in Richtung Wendover.

Die Männer dösen vor sich hin. Nur träge flattern ein paar Sätze durch den Lärm. Erst als die Lichter des Flugplatzes nach zwei zähflüssigen Stunden am Horizont aufblinken, kommt Leben in sie. Der Bordmixer hat die Landeerlaubnis des Dispatchers aufgefangen und reicht sie vor in die Kanzel.

Die hellen Punkte, die schnurgeraden Reihen der Positionslampen, rücken näher und näher.

Drummond drückt auf die Fahrwerkautomatik und reißt im selben Augenblick die Maschine kurz hoch, um das Ausfahren zu beschleunigen. Landeklappen raus.

Gas weg.

Maschine fallen lassen.

Das Landekreuz rast auf sie zu.

Gebannt starrt er auf die Armaturen. Wenn er nämlich die Geschwindigkeit zu sehr drosselt, wird die Maschine weich, das Ruder spricht nicht mehr an, und es kann dann leicht passieren, daß er den trudelnden Kasten nicht mehr auffangen kann.

Die B 29 liegt etwas zu hoch über der Landebahn. Drummond legt den Griff der Steuersäule leicht nach links, um die Höhe wegzuslippen. Die Maschine fällt

links etwas weg und jagt schräg, immer schneller Höhe verlierend, nach unten. Knapp 20 Meter über der Landebahn stellt er sie gerade, hebt sie vorn noch einmal leicht hoch. Quietschend rotieren die mächtigen Reifen über den Beton.

„Das wär's, Jungs“, sagt Drummond. „Bleibt anständig.“ Und nach diesem Aufruf zur Moral ergänzt er: „Ich gehe dann noch ein Stündchen in die Kantine. Wir könnten ja noch einen pokern.“

Der Hebel an der Musicbox steht auf Dauerradau.

„Red sails in the sunset“, versucht der Schallplatten-gefangene Nat King Cole den Lärm seiner Amateurkollegen zu durchdringen. Die Angehörigen der Sondertruppe Wendover sind bei einer Feier. Was gefeiert wird, weiß keiner. Aber jeder hat die Abwechslung begeistert begrüßt. Vor drei Stunden war der Offiziersklubraum, in dem das „gemütliche Beisammensein“ gekämpft wird, noch ein ansehnlicher Aufenthalt.

Jetzt beherbergt er ein Chaos.

Dicke Qualmwolken hängen unter der Decke und wogen unaufhörlich zu den Lampen hin. Wenn jemand zur Tür hereinkommt, schlägt die frische Luft für ein paar Augenblicke eine Bresche in den Nebel, um dann doch sofort verschluckt zu werden.

Navigatoren, Funker, Kommandanten, Bordschützen, Piloten, Copiloten, Bombenschützen sitzen kra-wallschlagend zusammen. Sie vergnügen sich je nach Temperament und Alkoholspiegel.

Zwischen Musicbox und Toilette stehen die Reste

der „Oversea“- Besatzung und begleiten mit trunkenem Ernst den Musikautomatensänger. Stabssergeant Barry sackt unentwegt vornüber, und ebenso unentwegt helfen ihm zwei Mitsänger wieder hoch. Steht Barry dann halbwegs aufrecht, singt er lauthals, gräßlich und falsch drei, vier Takte mit und fällt wieder um.

Die meisten tanzen mit den Ehefrauen und zwei Dutzend Damen aus der Stadt, die am Nachmittag ein Autobus anbrachte. Die USAF ist nicht knausrig. Sie läßt es sich was kosten, denn die Mädchen kommen sicherlich aus einem der besten Bordelle von Salt Lake City. Alle trinken – Whisky mit Eis-Soda, das einzige Getränk gegen die ekelhafte Hitze.

Drummond sitzt mit Gilroy, Kaminsky und dem Copiloten einer anderen Maschine beim Pokern. Er hat heute wenig Glück. Kaminsky gewinnt, obgleich er wie ein Idiot bietet und leicht zu durchschauen ist. „Hier“, sagt Gilroy und zeigt Kaminsky seine Karten. Drummond ist schon vorher ausgestiegen. Kaminsky ist wieder besser.

„Laßt mich mal ein Weilchen ausruhen“, sagt Drummond. „Ich mache dann wieder mit.“

„Bist wohl sauer, weil du verlierst?“ fragt Kaminsky mit schwerer Zunge.

Drummond antwortet nicht. Er erhebt sich, um sich neben Gilroy in den freien Sessel zu pflanzen. Von dort kann er den ganzen Raum überblicken.

„He, Pokerface“, quengelt Kaminsky weiter, „mach doch noch 'ne halbe Stunde mit. Wo ich nun schon mal gewinne.“

„Laß ihn doch“, sagt Gilroy. „Vielleicht läßt er einen hopsen, um sich freizukaufen?“

Immer noch schweigend reicht Drummond eine Zehndollarnote über den Tisch.

„Na, siehste“, lallt Gilroy und guckt triumphierend zu Kaminsky hin. Aber der schläft schon wie ein Murmeltier. Brubbelnd schiebt sich Gilroy zur Bar.

Drummond hat nun endlich Ruhe. Er war die ganze Zeit über erregt, weil er genau in Blickrichtung – auf zwei Meter Entfernung – zur Frau von Higgins sitzt. Higgins war schon sehr zeitig völlig betrunken hinausgebracht worden. Sie hatte ein paar Mal getanzt und sonst nur beobachtet.

Wie kommt dieser beschränkte Kerl nur zu solch einer Frau, denkt Drummond und begeistert sich an ihrem dichten, schwarzen Haar, an dem vollen, blaßrosa geschminkten Mund, an der energischen, etwas zu kleinen Nase. Sie trägt ein einfaches schwarzes Kleid mit spitzem Ausschnitt. An ihrem Tisch schläft eine andere Frau. Drummond kennt sie vom Ansehen.

Nicht zu glauben. Die Dümmersten haben das meiste Glück, denkt Drummond.

Der Stabssergeant an der Musicbox fällt in diesem Augenblick endgültig hin. Besorgt rollen ihn seine beiden Helfer an die Wand, bevor sie sich wieder in ihren Gesangverein einreihen.

Ein Weib, denkt Drummond, und er sieht, wie sie unter dem Tisch die Beine übereinanderschlägt. Ihr Rock ist weit nach oben gerutscht. Er kippt schnell seinen Whisky runter und geht zu ihrem Tisch.

„Wollen Sie tanzen?“ fragt er.

„Gern“, sagt sie und steht auf.

Gleich bei den ersten Schritten preßt er sie fest an sich. Als er den Druck etwas lockert, bleibt sie dicht bei ihm.

„Ich habe Sie die ganze Zeit beobachtet“, sagt er.

„Ich weiß.“

„Ich beobachte Sie schon von Anfang an. Ich habe darum auch die Einladungen von Higgins immer ausgeschlagen, weil . . .“

„Sie heißen Warren?“

„Ja.“

Osborne nähert sich ihnen. Er hat gefährliche, trunkene Augen.

„Ich hab es salt“, sagt er zu Drummond. „Pokerface, die wollen uns hier für eine ganz große Schweinerei verladen. Diese Mistbande. Die wollen uns hier fertigmachen. Wir sollen eine Atombombe werfen, habe ich gehört. Ich weiß nicht, was das ist, aber das ist sicher eine ganz große Lumperei. Warum machen die denn solches Theater hier mit ihrer Scheißgeheimhaltung. Was halten die denn geheim? Halten die geheim, daß wir seit Wochen schon fast jeden Tag einen großen Pappkarton runterwerfen? Die haben noch was anderes im Hinterhalt. Wir sollen nach Berlin, nach Berlin sollen wir.“ Osborne schnauft in seiner trunkenen Aufregung. Seine Erbitterung macht ihn von Sekunde zu Sekunde nüchterner. „In Berlin sollen wir die Sonderwaffe ausprobieren, und jetzt hat das Pack Angst, daß die Krauts kapitulieren, bevor sie das Ding eingefangen haben. Pokerface, ich sage dir . . .“

„Stewart!“ Drummond hat Osbornes Handgelenk gepackt und preßt es, daß dessen Finger weiß werden. „Stewart. Jetzt halte mal das Maul, du Schwätzer. Willst du, daß sie dich fertigmachen?“

Osborne starrt ihn wütend an. „Du bist auch so einer, so ein Schwein. Du Pokerface.“

„Komm mit!“ zischt Drummond. Sein Gesicht ist bleich vor Wut. Widerwillig stolpert Osborne los. Die Frau folgt den beiden Männern, eng an Drummond gelehnt. Die Tür ist kaum hinter ihnen zugefallen, da krallt sich Drummond in die Schulter des vor ihm Gehenden.

„Stewart“, sagt er nur.

„Ist schon gut“, sagt Osborne, der plötzlich völlig nüchtern zu sein scheint. „Ich gehe jetzt schlafen. Ich glaube auch, es ist besser so.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, tritt er mit hängenden Schultern über den nächtlichen Baseballplatz zu den Unterkünften.

„Kindskopf“, flucht Drummond leise und zieht die Frau zu sich heran.

Vorsichtig pirscht er sich zu seinem Zimmer. Sie ist eine Minute eher gegangen, um Zwischenfälle möglichst auszuschließen. Die Flure sind ausgestorben.

Als er eintritt, hat sie die Jalousie schon heruntergelassen. Lächelnd sieht sie ihm entgegen. Ihre Lippen schimmern feucht. Behutsam öffnet sie den Reißverschluss an der Seite ihres Kleides. Sie trägt auf ihrem braungebrannten Körper nur ein schwarzes Spitzenmieder.

„Kennst du den kürzesten Liebesroman der Welt?“

„Meinst du: ‚Er fragte sie, willst du meine Frau werden? Nein, antwortete sie. Und sie waren glücklich ihr Leben lang.‘?“ fragt Drummond.

„Nein, der ist zwar auch gut, aber den ich kenne, der ist besser.“

„Na, mach's nicht so spannend.“

„... die Zigarette danach. – Das ist der kürzeste Liebesroman.“

„Ganz hübsch. Bloß ein bißchen zu hintergründig. Aber sonst ganz hübsch.“

Drummond fischt die Chesterfield-Packung vom Tisch und steckt sich zwei Zigaretten in den Mund. Als sie brennen, gibt er der Frau eine und saugt den Rauch tief in die Lungen.

Die elektrische Uhr über der Tür klackt ihre Minuten in die wohlige Stille. Im Radio spielen immerzu Geigen, Mantovani oder etwas Ähnliches.

„Ich muß bald gehen“, sagt die Frau und richtet sich auf.

„Bleib doch noch. Es ist ja noch nicht mal Mitternacht. Die Feier dauert mindestens noch drei Stunden. Mittlerweile haben sich die Kumpels sicher schon wieder nüchtern gesoffen und fangen gerade noch mal an, das Fest zu genießen.“

„Na gut, aber ich möchte mich sicherheitshalber anziehen.“

Flink klettert sie über ihn hinweg und schlüpft in die Schuhe. Stehend zieht sie sich das Mieder über ihre Brüste.

Drummond beobachtet sie mit dem gemischten Ge-

fühl eines Siegers, der nicht ganz fair gekämpft hat. Er merkt, wie genau sie weiß, daß sie gut aussieht, wie sie sich beim Ankleiden viel Zeit läßt.

Nebenan, in Osbornes Zimmer, poltert etwas zur Erde. Es ist ein durchdringendes, eigenartiges Geräusch.

Mit einem Satz ist Drummond auf den Beinen und läuft aus dem Raum.

Vor Osbornes Tür bleibt er stehen.

Er rüttelt an der Klinke.

„Stewart!“

Kein Laut.

Eindringlicher: „Stewart, mach doch auf, Junge, ich bin's. Pokerface.“

Klebrig schleicht wieder unheimliche Stille heran.

Da wirft sich Drummond gegen die Tür. Einmal, zweimal, dreimal . . .

Knisternd bricht die Tür auf und schlägt nach hinten, ein Gegenstand stürzt.

Voll dumpfer Vorahnung tastet Drummond nach dem Lichtschalter. Das Licht flammt auf.

„Stewart! Jungel!“

Osborne hängt mit den Füßen kurz über dem Boden. Sein Kopf ist vornüber gefallen. Das strähnige blonde Haar verdeckt Stirn und Augen.

Drummond will sein Taschenmesser aus der Hose ziehen, als er merkt, daß er nur in der Turnhose dasteht. Er ist niedergedrückt, es fällt ihm schwer, einen klaren Entschluß zu fassen. Er schiebt einen Stuhl neben Osborne und versucht den Knoten am Fensterkreuz zu lösen.

„Was machen Sie dort, Major?“

Die Stimme läßt Drummond erschrocken zusammenfahren.

„Was ich tue?“ stottert er und blickt Captain Chester verwirrt an.

„Lassen Sie das, Major!“ sagt Chester. „Hier haben Sie nichts mehr zu suchen.“

Drummond hat sich wieder gefangen. „Er muß aber runter“, faucht er. „Er kann ohne weiteres noch leben.“

„Der lebt nicht mehr. Der ist vom Fensterbrett heruntergesprungen und hat sich das Genick gebrochen. Das sieht man auf den ersten Blick. Und außerdem“, Chester legt eine Kunstpause ein, die die in der Luft liegende Drohung noch deutlicher macht, „und außerdem ist das hier unser Ressort. Osborne war in der letzten Zeit sowieso ziemlich lahm geworden. Nach unserer letzten Aussprache konnte ich mir schon denken, daß der Dummkopf irgend etwas anstellt.“

Als Drummond in sein Zimmer zurückkehrt, ist es leer.

Ein schwarzer Ford rast über die regengepeitschte Straße. Der Fahrer starrt auf die Fahrbahn und jongliert selbst über die gefährlichsten Hindernisse. Er hat die Scheinwerfer abgeblendet. Seine Stirn ist schweißnaß. Neben ihm auf dem Sitz liegen eine schwarze Aktentasche und ein automatischer Revolver. Mechanisch verrichten Hände und Füße ihren Dienst. Kuppeln, bremsen, Gas.

Steuerrad nach links! Das Hintergeschirr schlittert

nach rechts über den schlüpfrigen Asphalt. Steuer dagegenhalten! Die Geschwindigkeit fällt nicht unter siebzig. Von Minute zu Minute nähert er sich mehr dem Stadtrand. Er weiß: Nur noch die Vegas-Street hinunter, dann über die Kreuzung auf die Level-Avenue, und wenn die Neubauten auftauchen, sind es nur noch knapp 2 Kilometer, dann ist er draußen.

Ein Liebespärcchen flüchtet in dieser Sekunde in einen Hauseingang. Trotzdem schleudert der Wagen aus einer Riesenpfütze noch Wasser über ihre Füße.

Ein jämmerlicher Hund läuft mit eingekniffenem Schwanz von der Fahrbahn herunter und versucht zu entweichen. Kurz bevor er den rettenden Gehweg erreicht, knallt er gegen das rechte Schutzblech. In hohem Bogen, ohne Schmerzenslaut, fliegt er an einen Baum. Der Mann hat nur Augen für seinen Wagen.

Die Scheibenwischer schnurren monoton über das Glas vor seinen Augen, und nach jedem Strich fließt ein fingerdickes Rinnsal zur Kühlerhaube.

Die Level-Avenue!

Die kleine grüne Nadel am Tachometer zittert höher und höher. Bei 110 pendelt sie sich ein.

Kompakte Schatten fliegen vorbei. Die Neubauten!

Finsternis. Scheinwerfer aufgeblendet. Wie zwei Leichenarme tasten sie sich eine Gasse in die Dunkelheit. Nach zehn Minuten ist ein kleiner Wald erreicht. Der Mann geht auf den zweiten Gang herunter, biegt von der Landstraße ab und verschwindet zwischen den Bäumen.

Breiiger, zäher Lehm greift wie ein Magnet nach

dem Wagen. Der Motor heult in sinnloser Wut. Die Räder drehen sich rasend, keinen Halt findend, immer tiefer in den Morast.

Der Mann überlegt. Er schaltet die Scheinwerfer aus, würgt den Motor ab und springt auf den Weg. Sofort versinkt er knöcheltief. Der Revolver verschwindet in der Manteltasche, die Aktentasche verbirgt er unter dem Mantel. So stapft er wieder stadtwärts. Er bleibt dicht am Straßenrand und kann sofort untertauchen. Als er gerade die Lichter der Stadt im Vordergrund aufglimmen sieht, hört er das langgezogene Geheul einer Polizeisirene. Schnell gleitet er in eine Buschreihe. Fröstelnd fühlt er, wie die Büsche literweise das Wasser in seinen Kragen gießen. Da ist der Polizeiwagen heran und vorbei. Die Sirene verklingt in der Ferne. Mühsam taumelt der Mann weiter. Gleich am Stadtrand kennt er ein Hotel, eine bessere Absteige. Bei dem Gedanken an ein Bett, an warmes Wasser, ein riesengroßes Abendbrot und einen Grog legen seine Füße freiwillig die doppelte Geschwindigkeit vor.

„Meine Herren“, sagt der Staatssekretär, „ich nehme an, Sie sind sich der großen Stunde bewußt. Der heutige 18. Juli 1945 wird mehr Geschichte machen als all die vergangenen Kriegsjahre. Sie erleben eine große, historische Stunde.“

Etwas fahrig, was gar nicht zu seiner vornehmen Aufmachung paßt, fummelt sich der Staatssekretär durchs Haar, dreht an den Knöpfen seines schwar-

zen Anzugs, stößt die Zigarette immer und immer wieder auf den Rand des Aschenbechers oder malt mit dem Zeigefinger der linken Hand imaginäre Figuren in die rauchige Luft. Es ist eine Situation, wie sie in schlechten Filmen über Politiker gezeigt wird: ein großer Raum mit dunklen Möbeln, von deren Kanten die grausigen Holzköpfe geschnittener Tiere auf die Anwesenden herabgrinsen, ein dicker, dunkler Teppich, der jeden Fußtritt verschluckt, über dem Kamin an der Hinterfront die drei Bilder von Washington, Lincoln und Roosevelt und mittendrin ein großer, ebenfalls dunkler, ellipsenförmiger Tisch von mindestens zwanzig Meter Länge, an dessen einem, abgeflachten Ende der weißhaarige, rotgesichtige Staatssekretär thront. Die gesamte Generalität der amerikanischen Armee, das heißt alle Träger von Schlüsselpositionen, haben sich um diesen großen Tisch verteilt. Ihren Gesichtern sieht man an, daß sie sich entsetzlich langweilen. In ihrem Leben, das ein Leben voller Blut und Tränen war und ist, haben sie schon viele solcher „historischen Zusammenkünfte“ hinter sich bringen müssen. Natürlich, in diesen Julitagen des Jahres 1945 wird der Staatssekretär in seine Schemarede die Kapitulation Hitler-Deutschlands und den Tod des Präsidenten Roosevelt mit einflechten, aber mit den sonstigen Phrasen sind weder der Infanteriegeneral Johnson, der Admiral Pearsons noch die Luftwaffenspezialisten Spaatz und LeMay zu ergötzen.

„Meine Herren“, sagt der Staatssekretär, „ich kann Ihnen heute, soweit Sie noch nicht darüber unterricht-

tet sind, drei Informationen mitteilen, über deren Tragweite Sie sich im Laufe unserer heutigen Tagung sicher noch völlig klar werden. Erstens: Unser ‚Projekt Manhattan‘ geht seiner Vollendung entgegen. Ich habe heute aus Los Alamos die Ergebnisse des vorgestrigen Tests mit einer Atombombe erhalten. Meine Herren, auf dem Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika ist eine Waffe geschaffen worden, die uns befähigen wird, nicht nur Japan auszuschalten, sondern die Welt zu beherrschen, für immer zu beherrschen. Wir werden das – und das ist Punkt zwei – an Japan demonstrieren.“ Tatterig hebt der weltgeschichtemachende Staatssekretär das Glas Sodawasser zum Munde. Beim Trinken hüpfte sein Adamsapfel bis kurz unter das Kinn und fällt dann blitzschnell wieder auf die schwarze Fliege herunter.

Die Militärs zeigen jetzt etwas mehr Interesse, General Groves entschließt sich sogar, die Kritzeleien in seinem Merkheft aufzugeben. Zurückgelehnt, mit dem gleichen Ausdruck von duldsamer Überheblichkeit auf dem dicken, großporigen Gesicht wie all die anderen um ihn herum, betrachtet er den Redner. Dieser stellt das Glas zurück, nachdem er gemächlich ausgetrunken hat, räuspert sich und fährt fort: „Unsere Tests bei Los Alamos haben ergeben, meine Herren, ich bitte Sie, genau hinzuhören, unsere Tests haben ergeben, daß die neue Waffe die Sprengkraft von 20 000 Tonnen Trinitrotoluol, dem gewöhnlichen Sprengstoff für Bomben, hat. Wir sind damit in die Lage versetzt, eine Stadt von der Größe Berlins oder Londons in wenigen Sekunden auszulöschen. Punkt

drei soll Sie darüber informieren, meine Herren, daß die Mitschöpfer dieser Bombe, die Physiker Einstein, Fermi und Szilard, gestern erneut bei der Regierung vorstellig geworden sind, um gegen die Anwendung der Bombe zu intervenieren. Sie begründen ihren Schritt damit, daß die Nazis ausgeschaltet seien und keine Gefahr mehr bestehe, daß aus Deutschland eine Atombombendrohung erwachse. Mag Ihnen dieser Punkt auch als nicht hierhergehörig erscheinen, er soll Sie darauf hinweisen, wie sehr wir gerade in dieser Stunde Standhaftigkeit brauchen."

Der Staatssekretär setzt sich. Sein Sekretär eröffnet die Diskussion. Es dauert einige Minuten, bis sich die abgebrühte Generalität beruhigt hat.

General LeMay spricht als erster: „Japan ist fertig. Japan ist völlig fertig. Jeden Tag fliegen von meiner Pazifik-Luftflotte über tausend Bomber Angriffe auf japanische Städte. Zuerst decken wir mit Sprengbomben die Dächer ab, dann kommt Phosphor und schließlich Brandbomben. Tag für Tag rotten wir systematisch Stadt für Stadt, Stadtteil für Stadtteil aus. Die schwache japanische Luftabwehr rührt sich kaum noch. Ich gebe den Japsen noch zwei Monate, dann sind sie tot.“

Der Beauftragte von Präsident Truman meldet sich zu Wort: „Wir haben die Angebote der Japaner bisher abgelehnt, wir werden sie weiter ablehnen. Wir halten uns da an einer Klausel fest, die wir nach dem Abwurf der Atombombe aufgeben werden. Die Japaner verlangen, daß wir ihren Kaiser nicht antasten sollen. Unter dem Vorwand, als Siegermacht keine

Bedingungen annehmen zu können, haben wir die Verhandlungen ausgeschlagen. Aus staatspolitischen und Prestigegründen ist es notwendig, daß die Bombe fällt. Sie wissen ja, meine Herren, daß die Russen am 8. August – also in knapp einem Monat – ihre Offensive gegen Japan eröffnen werden, und wenn wir diese dem Sowjetreich so nahen Inseln nicht unter unsere Kontrolle bringen können, dürfte den Vereinigten Staaten von Amerika für spätere Zeiten ein außerordentlich wichtiger Stützpunkt verlorengehen.“

In dieser Richtung bewegt sich die gesamte Diskussion. Die Stimmen, die eine Nichtanwendung der neuen Waffe aus dem „Projekt Manhattan“ befürworten, sind leise und werden nicht gehört. Ebenso wenig werden die beachtet, die Japan als Warnung erst unterrichten wollen, um vor Augen zu führen, was im Falle des Abwurfs geschehen werde. Doch nach einstündiger Diskussion erfahren alle, daß diese Diskussion nur eine Farce gewesen ist, denn seit April steht schon alles fest. Dazu der Luftwaffengeneral Groves: „Wir haben im April vier Zielstädte ausgewählt: Hiroshima, Niigata, Kokura, Nagasaki. Seit dieser Zeit werden diese Städte von unseren Angriffen verschont. Unsere Spionage und unsere Luftaufklärung haben ergeben, daß die Stadt Hiroshima am günstigsten geeignet ist. Sie ist am größten, flach, hat den engsten Stadtkern, und in ihrer unmittelbaren Nähe gibt es keine Kriegsgefangenenlager. Die Stadt ist ohne Industrie, der Hafen seit langem lahmgelegt, aber sie hat zwei außerordentlich wertvolle Vorzüge:

Rundherum wird sie von mittelhohen Bergen umschlossen, die den Explosionsdruck zurückwerfen und die Wirkung damit noch um vieles erhöhen werden. Außerdem – im Sommer liegt meist eine dichte Wolkendecke über den japanischen Inseln –, außerdem ist ausgekundschaftet worden, daß Hiroshima eine ausgezeichnete Sicht zuläßt.“

Das Todesurteil ist gesprochen!

Die Männer erheben sich, wechseln noch ein paar unpersönliche Worte und verlassen in tadellos militärischer Haltung den Raum.

Die Funkanlage empfängt vom Kommandoturm das Startsignal. Drummond bremst ab und peitscht die Motoren auf die Höchsttourenzahl. Feiner, weißer Sand wirbelt hoch, legt sich vor die Sonne und zerflattert. Die Maschine bebt und schüttelt sich voll unbändiger Kraft. Das wahnsinnige Brüllen der Motoren bricht sich an den dichten Reihen der hohen, schlanken, gelbgrünen Palmen, die rund um den Flugplatz einen malerischen Gürtel legen, und eilt, von Hindernis zu Hindernis zurückgeworfen, über die ganze Insel.

Es ist die ewige Spannung vor dem Start. Und wenn der Pilot noch soviel geflogen ist, die Minuten, bevor sich ein vierzig Meter breiter Metalladler leicht und mühelos hinaufschwingt, diese Minuten sind stets und immer wieder voll nervöser Spannung. Drummond nimmt sacht das Gas heraus und fährt die Klappen aus, während die Maschine die zwanzig Meter bis zur Startlinie gemächlich über den Beton hoppelt.

Kurzes Verschnaufen. Gas langsam rausschieben.

Die B 29 setzt sich, erst träge, dann immer schneller werdend, in Bewegung. Die Startpiste endet im Ozean, der am Horizont seine weißen Schaumkronen an das Ufer spült.

Jetzt hat Drummond das Gas bis zum Anschlag durchgetreten. Er saugt sich mit den Augen an einem rotbraunen Felsbrocken fest, der wie eine Hexenfigur aus dem Meer herausragt. Wenn er nämlich nur zwei Meter von der Richtung abkommt, dann gute Nacht. Er merkt, daß das Flugzeug schon weg will, aber er hält es noch am Boden, um genug Geschwindigkeit zu haben.

Knappe 150 Meter vor dem Ozean zieht er seine Maschine hoch. Der Geschwindigkeitsmesser zeigt sechs Meter in der Sekunde.

Unter ihnen liegt das bewegte, blauweiß betupfte Tuch des Pazifiks. Hin und wieder ist ein grünbrauner Klecks auf dieses Tuch gemalt – winzige Inseln.

Kaminsky trägt in sein Logbuch ein: „24. Juli 1945. Long Maw: Flug auf Hiroshima und Isomo. Uhrzeit: 07.04 Uhr. Höhe: 1800 Meter. Geschwindigkeit: 400 Stundenkilometer. Besatzung wohlauf.“ Er klappt das Buch zu und klettert nach vorn in die Kanzel. „Na ja, in sieben Stunden ist Feierabend“, sagt er matt. Und setzt dann wie als eine Entschuldigung hinzu: „Ich bin ja schon so zufrieden. Im Gegensatz zu Wendover ist das hier doch ein idealer Job. Sundainsel ohne Dreck, nur zwei Flüge in der Woche und die sogar über Japan. Ich habe fast Hoffnung, daß wir noch munter aus dem ganzen Mist hier rauskommen.“

„Ich verstehe bloß immer noch nicht“, wirft Whitney ein, der seit Osbornes Selbstmord dessen Posten besetzt, „wieso wir immer erst ein bißchen über Hiroshima herumgondeln und dann erst unser richtiges Ziel anfliegen?“ Es ist das erstemal seit drei Tagen, daß Whitney einen zusammenhängenden Satz herausbringt. Er ist mürrisch und brutal. Einen Wachhund, der ihn aus irgendeinem Grunde gebissen hatte, erwürgte er, als ob er nie etwas anderes getan hätte. Er hat ein dickes Gesicht, welliges, dunkles Haar und – wahrscheinlich als besonderes Zeichen seines Individualismus – hält immer eine abgekaute schwarze Pfeife zwischen den fest zusammengekniffenen Lippen, obgleich er nur Zigarren raucht.

„Unsere Sonderaufgabe ist sowieso fauler Zauber“, sagt Higgins. „Wahrscheinlich sollen wir nur gemästet werden, damit die Läuse von der Presse nach dem Krieg nachweisen können, wie gesund doch das Bombenwerfen erhält.“

Drummond betrachtet sie alle ein paar Sekunden. Er macht sein Pokerface. „Ich bin hier der Kommandant“, sagt er. „Ich bin hier der Kommandant und dulde kein dämliches Gequatsche!“

Die drei verstummen.

Alle sind in der letzten Zeit niedergeschlagen; nicht unbedingt, weil Osborne sich aufgehängt hat, es ist noch etwas anderes, was keiner richtig erklären kann.

Auf der Insel Tinian leben sie einen herrlichen Tag. Die ganze USAF würde sie um ihren Job beneiden, wenn er bekannt wäre.

Ein kleines, fast quadratisches Feldplateau inmit-

ten der Unendlichkeit der Südsee, das ist ihr Stützpunkt Tinian. Die Unterkünfte der Flieger liegen im Schatten riesiger Palmen, die den natürlichen Flugzeugträger nach allen Seiten hin – bis auf die Startbahn und den kleinen Hafen – verbergen. Der Strand ist flach und sandig, der Sand watteweich und warm. Haie kommen nur selten bis ans Ufer.

Wenn morgens in wenigen Augenblicken die Sonne rotgelbglühend aus den Wellen emporfliegt und mit ihrem gleißenden Licht Affen und Papageien aus dem Schlaf reißt, dann kommt schon die Meute der Piloten lärmend zum Strand, um zu baden.

Behutsam fächeln die an den Riffs zerschellten und nun friedlichen Wellen den Strand hinauf. Bei jedem Streicheln laden sie ein paar Steine, eine Qualle, Holz, grünschillernden Tang oder ein Stück Koralle ab.

Träge räkeln sich die Männer im ersten Tageslicht. Sie liegen wie Zigarren in der Kiste, einer neben dem anderen, die Füße zum Pazifik, den Kopf zu den randalierenden Affen.

Dann heult die Sirene zum Dienst. Dienst ist gut. Erst gibt es Frühstück, dann wird die Tageseinteilung bekanntgegeben, dann folgt der gemeinsame Morgentrott, und dann erst, eine Stunde vor dem Mittagessen, beginnt die tägliche Einweisung für die sechzig mit dem Sonderauftrag.

„Kemoro in Sicht“, ruft Higgins. Er benutzt nicht das Kehlkopfmikrofon, denn alles, was sie im Moment noch tun, ist ja keine ernste Arbeit; und bei einem Ausflug muß man sich nicht so streng an die Dienstvorschrift halten.



Auf diesem Bild ist die Pazifikinsel zu sehen, von der die Sondereinheit zum Flug gegen Hiroshima aufstieg. Hier wurde auch das Trainingsprogramm abgeschlossen.

„Gilroy, versuch mal, die beiden anderen zu erwischen!“

Der Funker schaltet seine Geräte ein.

„Wir haben die ‚Blue River‘ schon drauf“, sagt er sofort. „Ja, die ‚Hot Bird‘ auch. Die müssen bald hier sein.“

Mittlerweile sind sie direkt über Kemoro, einem der vorgeschobensten Stützpunkte der US Air Force.

„Guck mal!“ wendet sich Higgins an Drummond. „Ich bin nun schon fast fünfzigmal hier drüberweg gedampft, aber ich finde das da unten immer wieder, äh, immer wieder . . .“ Unvermittelt bricht er ab und starrt nach unten.

Die Insel blinkt und glitzert wie ein Märchengebilde. Die silbernen Leiber und das Glas der Kanzeln Tausender Flugzeuge reflektieren die Sonnenstrahlen. Das ganze Eiland ist mit exakt ausgerichteten Bombern bedeckt. Am östlichen Rand haben sich drei enge Reihen Jäger bis fast an die steilen Uferfelsen gedrückt. Tag und Nacht steigen hier die Bomberverbände mit ihrer tödlichen Last auf, um systematisch Teil für Teil, Stadt für Stadt, Straße für Straße in Japan auszulöschen. Tag und Nacht Tausende Tonnen Trinitrotoluol und Phosphor. Nur selten gibt es über dem Kaiserreich noch Luftabwehr, geschweige Flugzeuge oder U-Boote, die diese 2000 Kilometer bis nach Kemoro bewältigen könnten.

Drei Flugzeuge tauchen auf. Es sind die Kompannonmaschinen der „Long Maw“.

Nach kurzer Verständigung nehmen sie Kurs auf Hiroshima.

Der Wind streicht vom Meer her zärtlich über die Insel und schiebt die Blätter der Bäume leise auf und ab. Die rötlichen Sterne zwinkern nervös zum Mond hinüber und spiegeln sich in der glatten Wasserfläche des Pazifiks. Verschlafen klingt das Rauschen der Brandung vom Ufer herauf. Die hellen Wellenköpfe leuchten grün und gelb, als ob sie ein verborgenes Feuer anstrahle. Manchmal kreischt ein Papagei sein hysterisches Riaah in die Nacht, oder ein Affe wimmert in Todesangst, wenn er in seinem Genick die Zähne eines Nachträubers spürt.

Der Wachposten vor der Radarzentrale Tinian II lauscht sinnend den Geräuschen dieser fremden Welt. Er ist an der kanadischen Grenze auf einer kleinen Klitsche zu Hause. Bisher hatte ihn sein weitester Ausflug in die 50 Meilen entfernte Kreisstadt geführt. Für ihn waren Cowboys und Colts, Lasso und Einreiten keine Romantik mehr, für ihn war das bittere Tagesarbeit. Aber Südsee! Hübsche Mädchen mit leicht geschlitzten Augen, nachtschwarzem Haar, milchkaffeebrauner Haut und nackten Brüsten, die beim Tanz wippen. Davon hat er oft geträumt. Der Posten vor der Radarzentrale Tinian II aus Tenhole an der kanadischen Grenze, der Cowboy und GI Christian Kirk, strahlt über das ganze Gesicht. Er verkohlt sich selbst ein bißchen, denn bisher – er ist heute, am 5. August 1945, auf den Tag genau ein Jahr bei der Armee – hatte er solch ein Hula-Mädchen nicht einmal von weitem gesehen.

Kirk blickt zur Uhr. Sie zeigt 16 Minuten vor 02.00 Uhr. In 16 Minuten gibt es Alarm!

Schnell umrundet er noch einmal sein Objekt. Er knirscht über den Muschelboden wie durch frischen Schnee.

Mit einem Schlag erwacht das Leben im Camp.

Aus der Offiziersmesse kommt Kaplan Dewey geeilt. Ihm folgen ein halbes Dutzend Offiziere und etwa 30 Presseleute mit Kameras, Fotoapparaten und Blitzlichtern. In dem „Gelände X“, gleich neben den Maschinen, das von Doppelposten bewacht wird, zerreißen plötzlich Scheinwerfer die friedliche Nacht und tauchen Betonbunker und Bombengleis in störende Helligkeit. Aus dem Bunker rollt die Lore mit einer Bombe heraus. Es scheint eine 5-Tonnen-Bombe zu sein. Vielleicht sechs Meter lang und einen Meter Durchmesser.

Kirk sieht vier Generale, die gemessenen Schritts, aber zielstrebig zum Sonderappellplatz stelzen.

Die Horde mit den Fotoapparaten hat schon alles aufgebaut.

Auf der „Long Maw“ klettern die Techniker herum.

Die Bombe ist bereits unter die „Hot Bird“ geschoben.

Ein langer Heulton unterbricht für Augenblicke die rastlose, gespenstische Betriebsamkeit. Wenn auch alle wußten, daß genau um 02.00 Uhr der Alarm ausgelöst wird, so läßt einen doch oft gerade das Erwartete viel heftiger erschrecken, als das, was unerwartet kommt.

Kirk blickt wieder auf seine Uhr. Sie geht eine Minute nach. Aufgeregt, er weiß nicht wieso, dreht er den großen Zeiger auf die 12. Mal sehen, wie lange

es dauert, denkt er. Ihm ist zwar völlig klar, daß die Zeitspanne absolut kein reales Bild ergeben kann, weil ja die Piloten die Zeit des Alarms kannten und sicherlich schon fertig waren, aber ein Posten ist in der Nacht über jede Abwechslung froh.

Nach zwei Minuten gleiten die ersten aus der Dunkelheit in das Scheinwerferlicht. Sofort zuckt das Gewitter der Blitzlichter auf, verdrängen Geklapper und Gesurr der Kameras selbst das zarte Rauschen der Brandung.

Genau um 02.05 Uhr am 6. August 1945 steht die Einheit.

„Achtung!“

Die Köpfe rucken geradeaus.

Am Fahnenmast gleiten die „Stars and Stripes“ empor.

Ein General tritt ins Licht.

Mit drei kurzen Schritten eilt der Inselkommandant auf ihn zu.

Meldung.

Der General wendet sich der erstarrten Front zu: „Die Vereinigten Staaten von Amerika, die Welt werden auf Sie blicken . . .“, beginnt er. Er sagt genau dasselbe wie der Staatssekretär vor einiger Zeit in Washington. Er vergißt nur die anderen Details. Er spricht gemächlich. Nach drei Minuten ist seine Rede beendet.

Der Inselkommandant tritt neben ihn: „Der Einsatz wird geflogen von . . .“, seine Baßstimme fällt in eine Kunstpause, „ . . . von ‚Hot Bird‘, ‚Long Maw‘, ‚Honey Rose‘ und ‚Blue River‘. Die ‚Long Maw‘ wird

als Pfadfindermaschine vorausfliegen, dann folgt ‚Blue River‘ mit Meßinstrumenten, dann ‚Honey Rose‘ mit der Bombe und zuletzt ‚Hot Bird‘ als Nachhut, um Instrumente abzuwerfen.“

„An die Maschinen!“ ruft der General, der sich offensichtlich ausgebeten hatte, dieses Kommando zu geben.

Die Männer stürzen zu ihren Ungetümen, auf die sich jetzt die Scheinwerfer richten.

An den Maschinen empfängt sie Kaplan Dewey. Die Männer scharen sich um ihn. „Herr, Allmächtiger Vater, der du unsere Gebete erhörst, gib dieser Bombe deinen Segen und beschütze die Männer“, sagt der Kaplan und schlägt ein Kreuz.

Zuerst schwenkt die Maschine von Major Drummond auf die Rollbahn.

Stunden sind vergangen.

Die Sonne ist aufgegangen und spielt mit dem kleinen, glitzernden Punkt am Morgenhimmel.

Angespannt verrichten die Männer in der „Long Maw“ die Handgriffe, die sie seit Monaten geübt haben.

Drummond schweigt verbissen. Alle sind in sich gekehrt, obgleich sie noch nichts wissen.

Sie wissen nicht, daß in drei Jahren die Welt erfahren wird, wie sinnlos ihr Einsatz war, wie sinnlos 200 000 Menschen geopfert wurden, wie absolut kriegsunwichtig ihre Bombe war. Sie wissen noch nicht, daß sie Handlanger einer kleinen Gruppe von Menschen sind, die aus Prestigegründen eine Viertel-



Eine Luftaufnahme von Hiroshima vor der Zerstörung. Wo der Punkt im innersten Kreis liegt, führte die Brücke über den Fluß, die das Bombenziel war.

million Menschen abschlachten lassen, daß sie an diesem Tag die Bombe werfen müssen, weil 48 Stunden später die Sowjetunion ihre Offensive gegen Japan beginnen wird. Sie wissen nichts von dem „Projekt Manhattan“.

Drummond sieht die Stadt als erster. Sie sind vielleicht noch 50 Kilometer entfernt. Er erkennt sie an ihrer typischen Handform. In ihren Einweisungen haben die Piloten auf Luftaufnahmen dieses Hiroshima hundertmal betrachten können. Dort unten sollte jetzt der Tag beginnen. Ein Spätsommertag. Drummond steuert seine Maschine zuerst über das Zentrum. Nach wenigen Minuten suchen sie im Zickzackkurs die Außenbezirke ab. Es rührt sich nichts unter ihnen. Keine Flak, keine Jäger, die Stadt hat sich an sie gewöhnt.

Acht Minuten lang kreist die „Long Maw“, dann gibt sie ihre Vollzugsmeldung an die bombentragende „Honey Rose“ weiter.

„Na bitte“, sagt Gilroy, als Drummond die Maschine wieder in Richtung See gedreht hat, „genau so habe ich mir unseren Sonderauftrag vorgestellt. Viel Wind um nichts.“ Drummond hört selbst über das Kehlkopfmikrofon, daß Gilroys Stimme gepreßt und aufgereggt klingt. Er will irgend etwas Nichtsagendes antworten, als ihm der schrille, pfeifende Dauerton in die Knochen fährt. Alle hören diesen Ton. Sie wissen, der Ton wird von der „Honey Rose“ 30 Sekunden vor dem Abwurf der Bombe gesendet, und er hört erst auf, wenn die Bombe fällt. Die Männer streifen die Schutzbrillen über die Augen.

Pfiiiiiiiiiiiiiiiiih – aus!

Der Ton bricht ab. Ein grelles, wehtuendes Licht überschwemmt sie, dringt überall hin, eilt über den Himmel bis zum Horizont, wird zurückgeworfen und bleibt – wie es scheint – eine Ewigkeit. Eine brodelnde Wolke gelb, weiß und schwarz schießt in den Himmel. Obgleich sie schon wieder 50 Kilometer von der Stadt entfernt sind, trifft sie der Explosionsdruck mit großer Gewalt. Higgins und Drummond müssen gemeinsam den Kurs der Maschine korrigieren. Ohne sich anzusehen, fliegen sie noch 50 Kilometer.

Als Drummond die Schutzbrille von den Augen nimmt, sieht Higgins, daß sein Kommandant aschgrau im Gesicht ist.

„Die armen Schweine da unten“, sagt Higgins.

„Ich suche nach Worten und finde keine. Ich könnte sagen: ‚Mein Gott! Was haben wir getan!‘ Und wenn ich 100 Jahre lebe, ich werde diese wenigen Minuten nie aus meinem Gedächtnis löschen können“, trägt Kaminsky ins Logbuch ein.

„Ich muß kotzen“, sagt Drummond. Er lehnt sich zur Seite und übergibt sich lautlos. Fast zehn Minuten sitzt er so.

Der Schiffszeichner Tsotomu Yamaguchi wurde von dem Abwurf am Morgen des 6. August auf der Straße überrascht. Er hatte einen Bomber kommen sehen, der in großer Höhe flog. Während er ihn beobachtete, flog ein kleiner Gegenstand aus dem Rumpf des Flugzeugs. Über dem fallenden Fleck erschien ein weißer Punkt. Ein Fallschirm, dachte er. „Plötzlich leuchtete

ein Blitz auf, wie wenn man eine riesige Magnesiumfackel anzündet. Dann kam eine ungeheure Explosion. Als ich die Augen nach einer Ohnmacht wieder öffnete, war es rings um mich her so dunkel, daß ich nichts sehen konnte. Es war, als wäre es in der Hitze des Morgens wieder Nacht geworden. Wie der Staub weggeblasen und meine Umgebung sichtbar wurde, sah ich etwas, was wie Tausende winzige, flackernde, überall auf die Straße und die Felder verteilte Lämpchen aussah. Überall waren kleine Flammenkreise, ungefähr so groß wie ein Tiegel, Myriaden von ihnen hingen an den Blättern der Pflanzen.

Ich sah auf die Stadt und erblickte eine riesige pilzförmige Wolke, die sich in den Himmel erhob. Sie schien, von einer Farbe zur anderen wechselnd, alle Schattierungen des Spektrums widerzuspiegeln. Ich fühlte mich entsetzlich schwach, die tiefen Brandwunden auf Gesicht und Arm schmerzten heftig.

Aus einer nahegelegenen Fabrik kamen mir fünf Halbwüchsige entgegen. Ich sah, daß sie furchtbar zitterten. Noch niemals hatte sich mir ein so entsetzlicher Anblick geboten wie diese fünf zitternden Jungen. Das Blut rann in Strömen aus tiefen Schnittwunden am ganzen Körper, ihre Haut war tiefrot verbrannt wie gesottene Hummern. Zuerst schien es seltsam genug: Auf ihren verbrannten und verwundeten Rücken und Brustkörben wuchs grünes Gras. Dann sah ich, daß hundert scharfe Grashalme tief in die Haut eingedrungen waren, offenbar durch die Macht der Explosion hineingespießt.

Die Mädchen, kleine Volksschulmädchen zwischen

acht und dreizehn Jahren, die den Jungen folgten, waren so schwer verbrannt, daß ihre Gesichtshaut wie geschmolzen schien. Die Haut ihrer Arme hing ihnen über die Handgelenke wie zu weite graue Ärmel. Einige hatten so schwere Verbrennungen erlitten, daß sie nicht mehr weinen konnten. Viele waren erblindet.

Im Hintergrund dieser gespenstischen Gestalten lag das lodernd brennende Hiroshima. Als ich dieses Bild sah, mußte ich an eine Geisterparade der Hölle denken.“

Der Drachenbaumeister Shigeyoshi Morimoto gab folgenden Bericht: „Dutzendweise kamen sie mir entgegen. In tiefen Streifen hatte sich die Haut von Gesicht, Brust und Beinen abgeschält, als wären die Menschen mit Messern gehäutet worden. Das rohe Fleisch darunter war von tiefem Rot, manchmal schwarz. Andere hatten keine Gesichter mehr, nur schwarze Wülste von verkohltem Fleisch, in dem Nase, Mund und Augen kaum zu unterscheiden waren. Sie gaben gräßliche, kurze, tierische Laute von sich, als seien sie schon über das Schreien hinaus. Ein Mann stolperte auf verkohlten Beinstümpfen und trug einen toten Säugling mit dem Kopf nach unten. Auch dessen Beine waren schwarzgebrannt.“

Die Japanische Akademie der Wissenschaften stellte folgenden Bericht zusammen: „Die Explosion rief ein Glutzentrum von etwa 6000 Grad hervor, das sich in Bruchteilen einer Sekunde wellenartig ausbreitete, 17 000 Menschen förmlich in ein Nichts auflöste, im Umkreis von 1300 Metern jegliches Leben vernichtete und bis zu 4000 Metern Entfernung alles

Brennbare augenblicklich in Flammen setzte, weitere 47 000 Menschen tötend. Die durch die Explosion ausgelöste mechanische Energie lastete etwa vier Sekunden lang mit einem Druck von 5000 Kilogramm auf jedem Quadratmeter, zerstörte selbst die gegen Erdbeben gesicherten Stahlbetonbauten. Die radioaktive Strahlung wirkte in einem Umkreis von 2 Kilometern, zerstörte die inneren Organe der Menschen völlig oder teilweise und führte den Tod sofort oder nach qualvollem Siechtum herbei. Von den 100 000 Schwerverletzten starben 65 000 binnen Monatsfrist, des weiteren wurden 45 000 leichter Verletzte und 15 000 Invaliden gezählt. Das sind insgesamt 224 000 Opfer.“

Ein schmaler Lichtschein von der trüben Straßenfenzel quetscht sich durch ein Loch in der Jalousie und zittert über den Nachttisch. Das Halbdunkel des kleinen, speckigen Zimmers scheint dadurch in zwei Hälften zerschnitten.

Ein Mann schläft. Unruhig wirft er sich von einer Seite auf die andere.

Das schmutzige Vorstadthotel ist von den Geräuschen der Nacht durchsummt.

Ein Betrunkener stolpert über den geflickten Boucléläufer. Er schabt mit den Knöpfen seines Mantels über die Zimmertüren.

Beim Pförtner klingelt das Telefon.

Putzfrauen fegen das Foyer und den Speiseraum. Schweigend stapeln sie die Stühle mit der Sitzfläche auf die nackten Holztische und kehren Kippen,

Streichhölzer, Pappfetzen, Straßendreck und dicke, wollige Staubflocken auf einen großen Haufen.

Auf dem Tisch liegt „Velvet“, ein Magazin für Männer. Junge, schlanke Mädchen mit dummen Gesichtern, einem niedlichen, runden Popo und einer Garderobe aus Strümpfen, schwarzen Höschen, Hackenschuhen und ein bißchen oben herum machen vor uralten Barockmöbeln erotische Kinkerlitzchen.

Ein schwarzbrauner Regulator, der dem Pförtnersitz genau gegenüber an der Wand lehnt, bumst zwei Schläge auf scheppernde Drahtsaiten. Die Holzwürmer, die jeden Tag winzige, gelbe Spankegel aus ihren Behausungen herauswerfen, haben sich wahrscheinlich neben dem Pförtner als einzige an das schaurige Stundengebums gewöhnt, sonst würden sie ja schon ausgezogen sein.

Die Putzfrauen aber zucken wieder zusammen. „Zwei Uhr“, sagt die eine. „Ich glaube, heute dauert es länger. Ist ja auch ein Mistwetter. Jeder schleppt Dreck mit rein, und wir haben die Arbeit.“

„Na ja“, sagt die andere. Und zur Bekräftigung nochmal „na ja“. Vor der Tür stoppt ein Auto. Sie hören das daran, daß das Gezisch der Reifen auf dem nassen Asphalt plötzlich abbricht. Zwei Männer stoßen die Tür auf. Zwei Zivilisten. Es folgt ihnen ein Uniformierter. „Morgen“, sagt der erste Zivilist und geht zur Pförtnerloge. Der Portier sieht ihm uninteressiert entgegen. Sein schwammiges Trinkergesicht über der grauen Litewka verrät keinen Gedanken. „Kriminalpolizei“, sagt der Zivilist und zeigt seine Marke. Der Portier schweigt.

„Wir suchen einen Mann, der einen Raubüberfall verübt hat“, sagt der Mann von der Kripo.

„Schon gefunden?“ fragt der Portier. Er mag die Polizei nicht. Die dumme Frage bringt den Zivilisten etwas aus dem Konzept. „Dann wären wir ja nicht hier“, sagt er, „wenn wir ihn hätten.“

„Warum eigentlich nicht?“

Der Zivilist überfliegt mit einem schnellen Blick die Physiognomie des Mannes in der Loge. Er weiß nicht, ob der blöd ist oder ihn nur auf den Arm nehmen will. „Der Mann ist“, spricht der Zivilist weiter, nachdem er beschlossen hat, sich nicht provozieren zu lassen, „etwa 1,80 Meter groß, hat ein langes, schmales Gesicht und trägt einen schwarzen Trenchcoat, schwarze Aktentasche. Er ist mit einem Browning bewaffnet.“

„Ich habe keinen mit einem Browning gesehen“, sagt der Portier. „Seit gestern abend um sechs Uhr ist hier keiner mit 'nem Browning durchgekommen.“

Der Kriminalpolizist guckt den Portier verblüfft an. „Sie wollen offenbar unsere Arbeit behindern“, sagt er schließlich um einige Grade schärfer. „Ich habe Sie nicht gefragt, ob hier einer mit einem Browning durchgekommen, sondern ob bei Ihnen ein Mann abgestiegen ist, auf den unsere anderen Beschreibungen passen.“

„Ach so“, sagt der Portier. „Es ist aber wirklich keiner hier durchgekommen.“

„Baxter!“ Der Zivilist wendet sich um. Mit zwei Schritten ist der Polizeisergeant neben ihm, der bis jetzt wartend neben dem Eingang gestanden hat.

„Baxter, holen Sie mal Downey rein. Wir werden die Zimmer kontrollieren, während Sie hier unten abriegeln.“

Auf einen Wink reicht ihm der Pförtner das Gästebuch. Der Zivilist schlägt auf und vergleicht alle Namen, die am 19. September 1959 nach 18.00 Uhr eingetragen wurden.

Der Mann auf Zimmer 22 ist erwacht.

Er hat die Nachttischlampe eingeschaltet und raucht. Er mag 50 Jahre sein, groß und schmal, mit langen, zarten Händen. „Die Kinder“, stammelt er. „Die vielen, vielen Kinder!“

Er stemmt sich vom Bett hoch und tappt zur Wasserleitung. Als ein dicker Wasserstrahl in das Becken trommelt, geht er zum Tisch und holt sein Glas. Unentschlossen steht er, das Glas in der rechten, die glimmende Zigarette in der linken Hand, vor dem Becken. Er läßt das Glas bis zum Rand vollaufen und trinkt mit bedächtigen Schlucken, zwei volle Gläser. Aus dem Foyer hört er den Regulator zweimal bumsen. „Zwei Uhr erst“, murmelt er. Er hat eine schwarze Aktentasche und einen Revolver zu sich herangezogen. In der Tasche sind Dollars, 400 vielleicht.

Der Mann zieht den Browning ganz nah an sich heran. Er hat den Kopf auf die Tischplatte gelegt, so, daß er in das Licht der Nachttischlampe schaut. Und zwischen dem Licht und seinen Augen liegt das grauschwarze Metall.

Da ist auf einmal Lärm draußen im Flur. Fäuste hämmern gegen die Tür.

„Aufmachen! Kriminalpolizei!“

Einige Sekunden Stille.

„Wenn Sie die Tür nicht sofort öffnen, sind wir gezwungen, Gewalt anzuwenden!“

Der Mann hat das Licht gelöscht. Geduckt schleicht er hinter das Bett.

„Im Namen des Gesetzes! Zum letztenmal: Öffnen Sie! Hier ist Kriminalpolizei.“

Der Mann kauert in der Ecke zwischen Bett und Kommode. Eine Stuhllehne verdeckt ihn vollkommen. Durch einen Spalt kann er die Tür beobachten. Angespannt zwingt er seine Waffe in die Lücke.

Drei Schüsse zerpeitschen das Schweigen. Holz splittert, Metall scheppert auf Metall. Die Tür schlägt nach hinten und pendelt.

Die Männer draußen warten.

Das Licht flammt auf.

Einer der Zivilisten springt mit einem Satz durch die Türöffnung und sucht in einer Ecke Deckung. Der zweite Zivilist schleicht ins Zimmer. Er bewegt sich nur in Sprüngen vorwärts. Erst zum Kleiderschrank, am Waschbecken vorbei, zum Bett.

Geschrei. Gepolter.

„Achtung!!!“

Der Mann ist aus seinem Unterstand hochgesprungen. Seine Waffe zeigt genau auf den zweiten Zivilisten. Der reißt seinen Revolver hoch... „Halt!!!“ Ein Schrei. „Halt! Nicht schießen!“

Der Zivilist hinter der Tür geht langsam auf den Mann zu. Er ist auf einmal ganz ruhig, ganz sicher. „Warum machen Sie uns denn so viel Kummer?“ fragt



Der Major der USAF Claude Eatherly zu Beginn des Krieges.

er den Mann, der noch immer den Revolver auf den zweiten Kriminalpolizisten gerichtet hält. „Warren Drummond. Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß von jetzt an alle Aussagen gegen Sie verwendet werden können.“

Baxter tritt ein. Er nimmt Drummond die Waffe ab.



Noch einmal Claude E. Nur 16 Jahre liegen zwischen beiden Bildern. Der Mann aber, den sie zeigen, scheint um 30 Jahre gealtert zu sein. Diese Aufnahme entstand 1957.

„Die ist doch ungeladen“, sagt er überrascht.

Als er Drummond Handschellen anlegen will, winkt der Zivilist ab.

Der Gerichtssaal ist kein Saal, sondern ein großes Zimmer mit einem Stuhl für den Angeklagten, einem

Stuhl für den Verteidiger und einer langen Tafel für die vier Mitglieder des Gerichts und der Staatsanwaltschaft.

Die Militärsonderkammer Dallas AF II/b hat an diesem 16. Oktober 1959 ein Urteil gegen den ehemaligen Major der amerikanischen Luftstreitkräfte, den Hiroshimaflyger Warren Drummond, zu fällen. Drummond sitzt apathisch auf seinem Stuhl. Sein Gesicht, das Pokerface, ist grau und eingefallen. Er sieht aus wie fünfzig, obgleich er zehn Jahre jünger ist. Wenn er die Augen auf die Anklagevertretung richtet, wenden die vier Richter ihre Köpfe ab.

Der dicke, grauhaarige Colonel erhebt sich: „Die Sitzung in Sachen des rückfälligen Bürgers Warren Drummond ist eröffnet.“

„Sie brauchen die Beweisaufnahme nicht zu wiederholen“, sagt Drummond sofort. „Ich brauche auch keinen Verteidiger. Ich gebe alles zu. Ich will und muß verurteilt werden.“

Die Richter sehen sich an. Mit einer resignierenden Handbewegung gibt der Verteidiger zu erkennen, daß bei seinem Klienten Hopfen und Malz verloren ist.

„Ich will verurteilt werden“, fährt Drummond fort. „Ich will und muß verurteilt werden. Nicht nur wegen des Raubs. Ich bin ja schon fünfmal vorbestraft. Aber niemand will mich verurteilen. Auch wenn ich ein Mörder bin. Ich habe 200 000 Menschen mit umgebracht. Ich habe nicht einen gekannt.“ Erschüttert legt Drummond den Kopf auf seine Arme und weint. Ein krampfhaftes Schluchzen schüttelt seinen Oberkörper.

Das Gericht starrt betreten zum Fenster hinaus.

Es dauert lange, bis sich Drummond wieder beruhigt hat.

„Mein guter Drummond“, sagt der Colonel in väterlichem Ton, „Sie sind eine sensible Natur, und Ihre Nerven sind seit damals ein wenig angegriffen. Wir wollen Ihnen ja nur helfen, Major. Kopf hoch.“

„Ich will kein Mitleid!“ schreit Drummond. „Ich will euer verdammtes, beschissenes Mitleid nicht! Habt ihr vielleicht Mitleid mit den vielen unschuldigen Kindern gehabt? Warum habt ihr damals nicht gesagt, daß der militärische Wert unseres Einsatzes gleich Null war, daß ihr 200 000 nur deshalb vernichtet habt, weil ihr euer verdammtes Prestige wolltet, weil ihr euch mehr Chancen im kalten Krieg ausgerechnet habt, wenn die Russen vor der Bombe zittern. Ich beantrage hiermit zum viertenmal ein Verfahren gegen den Bürger Warren Drummond, ehemaligen Major der USAF, wegen Massenmords. Wenn ihr nicht büßen wollt, wenn euch die Schuld nicht erdrückt, ich halte es nicht mehr aus. Was soll ich denn nur noch tun, damit die Welt aufmerksam wird auf mich? Ich raube und ziehe mit Waffen durch die Straßen, aber niemand verurteilt mich.“

„Sagten Sie nicht“, der Colonel, der immer noch seinen väterlichen Ton beibehält, legt eine Spannungspause ein, „sagten Sie nicht, daß Sie nachts oft aufwachen, weil Sie die Kinder schreien hören?“

Drummond nickt. „Sie kommen oft nachts. Kleine, zarte Kinder“, flüstert er tonlos.

Der Colonel schaut seine Beisitzer triumphierend

an. „Na bitte“, sagt er halblaut. Und er fügt hinzu: „Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.“

Nach zehn Minuten betritt das Gericht wieder den Raum.

Drummond hat in dieser Zeit seine Haltung überhaupt nicht verändert. Er hält die Hände gefaltet in seinem Schoß. Die Augen saugen sich an einem imaginären Punkt des Fußbodens fest, hin und wieder befällt ihn ein nervöses Zucken.

Stühlerückend postiert sich das Gericht wieder hinter dem Tisch. Nur der Colonel bleibt stehen. Er hält einen weißen Papierbogen mit dem Staatswappen in der Hand, räuspert sich und verliest den Urteilspruch.

„Die Militärsonderkammer Dallas AF II/b verurteilt den Bürger Warren Drummond zu Sicherheitsverwahrung in der Militärheilanstalt Waco bis zu seiner völligen Gesundung. In Übereinstimmung mit dem Gerichtspsychiater ist das Gericht zu dem Schluß gekommen, daß die Tatsache der nächtlichen Depressionen, dem Angeklagten erscheinen nachts irgendwelche Kinder, auf ein schweres Nervenleiden schließen läßt. Unter diesen Umständen wird auch der Fakt des Bankraubs hinfällig. Die Sitzung ist geschlossen.“

Der Colonel wendet sich hastig ab und stampft geräuschvoll zu seinem Arbeitszimmer hinter dem Tisch. Ebenso fluchtartig folgen ihm die Beisitzer.

Zwei GIs sind auf Drummond zugetreten, fassen ihn unter die Arme und versuchen, ihn auf die Beine zu stellen. „Komm schon, Kamerad“, sagt der eine. „Mach es uns nicht so schwer. Wir haben ja auch gedient. Komm schon, Kamerad.“

Und der Kamerad Drummond kommt. Willenlos schlurft er nach draußen. „Die Kinder“, murmelt er. „Die vielen, vielen Kinder.“

Hier endet die Geschichte, obgleich sie noch längst nicht zu Ende sein darf.

Hier endet vorerst der ehemalige amerikanische Luftwaffenmajor Claude Eatherly, nach dessen Schicksal diese Geschichte gestaltet wurde, hier in der Militärirrenanstalt Waco. Er wollte büßen, er wollte die Welt aufrütteln gegen das Verbrechen, dem er selbst einmal seine Hände geliehen hatte. Er wollte in einem Gremium mitarbeiten, das eine Wiederholung Hiroshimas verhindern will: dem amerikanischen Friedensrat. Er wollte durch tätige Vorsorge mithelfen, daß nicht noch einmal ahnungslose Soldaten Dienst fürs Vaterland leisten, von dem sie später erfahren: Das war Verbrechen! Aber was nutzt dem falschen Vaterland ein Held, der seine „Heldentat“ bereut?

Was nützt der sogenannten Heimat ein Heros, der seine Heldentat als das bezeichnet, was sie wirklich war: sinnlose Massenopfer! Verbrechen!

Darum, so spricht das Vaterland: Hinein in eine Irrenanstalt. Auch wenn der Mensch völlig normal ist.

Im Mittelalter verbrannte man Andersgläubige. In Amerika von heute pfercht man sie ins Irrenhaus oder auf den elektrischen Stuhl wie zum Beispiel Sacco und Vanzetti.

Immer wieder bricht Eatherly (Drummond) aus. Immer wieder versucht er, die Welt auf sich aufmerk-

sam zu machen. Auf sich und auf die Lehre seines Lebens.

Zum letztenmal floh er im August 1961. Seit dieser Zeit verschlingt ihn, den Irrenhausgefangenen Nummer 15 201, das Dunkel der Einsamkeit, ihn, der uns das gleiche mitzuteilen hat wie Thomas Mann 1949, als er am „Doktor Faustus“ arbeitete: „Gerade hatte ich Kapitel 27 abgeschlossen, als sich ‚der erste Angriff auf Japan mit Bomben, in denen die Kräfte des gesprengten Uranatoms wirkten‘ ereignete, und wenige Tage nach der Heimsuchung Hiroshimas mit kosmischen Gewalten, an deren Dienstbarmachung zum Zweck unerhörter Zerstörung Tausende von Menschen, in geheimnisvoller Arbeitsteilung, mit einem Kostenaufwand von zwei Milliarden Dollar gewirkt und gewerkt hatten, wurde Nagasaki von demselben Schicksal ereilt. Es war eine politische Exploitation des Inneren der Natur, eine politische, weil die Anwendung der unheimlichen Waffe für den Sieg über Japan keineswegs mehr nötig war. Sie war nur nötig, um der Teilnahme Rußlands an diesem Siege zuvorzukommen.“

Preis: 0,50 DM

Im Nu wälzt sich eine gewaltige Feuerwand in die Steppe hinein, der von fern ein ebensolches Feuer entgegenrast. Nur wenigen gelingt es, die Halbkessel an den Seiten zu verlassen.

In einem spannenden Tatsachenbericht schildert Günter Hesse den Aufstand der Hereros gegen die deutschen Kolonialherren nach der Jahrhundertwende in Südwestafrika.

Lesen Sie dazu unser nächstes Heft

Die Schlacht am Waterberg

von Günter Hesse